



So erlebten wir das Kriegsende.

Man wußte nicht genau, wo die Russen standen, jedenfalls waren sie über die Oder herüber. Am Sonnabend 14.4. einem grauen naßkalten Tag, fuhr ich mit Ev. nach Köpenick. Ev. hatte gemeint, wir könnten wohl noch vor der Belagerung Berlins bei Haube unsere Wäsche gemacht bekommen. Nach einem irrtümlichen Abstecher auf die Mahlsdorfer Strecke waren wir glücklich bis Köpenick gekommen, verloren aber dort einander beim Umsteigen auf die überfüllte Straßenbahn, und ich stapfte mit dem schweren Wäschebeutel allein durch die beginnende Dämmerung. Da, am Stadtrand, hinter den letzten Häusern, hörte man mit einem Mal unheimlich ~~gab~~ die schwere Artillerie der Front, und mir wurde klar, daß die Russen nicht mehr warten würden, bis unsere Wäsche fertig wäre. Nach einem kurzen Schwatz mit Herrn Haube, der die Wäsche auch wegen Kohlenmangels gar nicht hätte annehmen wollen, machte ich mich mit dem Bündel wieder auf den Rückweg. Es war schon dunkel geworden, das Schießen hatte aber nicht aufgehört. Ich war froh, als ich in der Straßenbahn saß und wieder westwärts fahren konnte, von der Front weg. Immerhin fast 30 km weiter westwärts lag Zehlendorf; vielleicht würden dahin doch zuerst die Amerikaner, nicht die Russen kommen, vielleicht. Am Bahnhof Köpenick hatte Ev. auf mich gewartet, in Sorge, ob wir noch vor dem Alarm nach Hause kämen. Bis Friedrichstraße ging die Fahrt glatt, da aber mußten wir fast 3/4 Std. auf dem unteren Bahnsteig warten. Am Anhalter Bahnhof war schon Vorwarnung und in Großgörschenstraße Alarm. Wir saßen eine Stunde im öffentlichen Luftschutzkeller, kamen aber danach noch gut mit der Wannesebahn nach Hause.

Die letzte Woche im Reichstag\*. Es gab immer noch Leute unter uns, welche die Lage nicht für hoffnungslos hielten und die unserer Laborarbeit noch einen militärisch-taktischen Sinn beimaßen. Wir arbeiteten zwar alle noch an diesen Aufgaben geschäftig weiter, zum Beispiel an der durchstimmbaren Magnetfeldröhre für Störsender L M S 32, von der das erste in Berlin gebaute Muster gerade fertig werden sollte. Durchweg aber hatten wir die eine Hauptsorge, wie man sich selbst und möglichst viele seiner Leute durch Begründung einer doppelten UK-Stellung vor dem sinnlosen Tod im Volkssturm retten könnte. Die Bedingungen, unter denen wir die letzten 2 Monaten über im Reichstag zu arbeiten versucht hatten, waren unsagbar schlecht, materiell wir seelisch. Feuchtkalte Räume - die Öfen qualmten mehr als sie heizten - unzureichende Beleuchtung, die Fenster waren teils zugemauert, teils mit Brettern vernagelt, und bei den häufigen Stromsperrstunden saß man ganz im Finstern. Auf den aus Brettern und Böcken gezimmerten wackeligen Labortischen immer Asche und Staub von den Öfen und von der Straße, besonders wenn der Luftdruck der in der Nähe herunter gekommenen Bomben uns wieder Türen und Fensterverschalungen herausgerissen hatte, und das war jeden zweiten Tag der Fall. Morgens kam man, nach den Nachtangriffen schlecht ausgeschlafen zum Dienst; gegen 11 oder 12 war oft wieder Alarm, man saß dann bis nach 2 im Bunker "Lore 4" und versuchte danach noch ein Mittagessen zu bekommen, vielleicht bei Kroll oder in dem Ausländerlokal bei Behnke in der Friedrichstr. Nach den schweren Angriffen aber mußte man meist aufs Essen verzichten. Der größte Teil der Zeit seit Liegnitz war mit der notdürftigen Wiederherstellung der Meßgeräte und Aufbauten vergangen, der zu allem anderen noch dadurch behindert war, daß wir bis Anfang April mit der Möglichkeit einer Weiterverlagerung nach Thüringen rechnen mußten, infolgedessen aus den Liegnitzer Kisten nur jeweils die dringend benötigten Geräte - und das waren immer wieder andere - auspackten und so nie zur Ordnung und Übersicht in unserem Inventar kamen. Es fehlte Werkzeug und Material, es fehlte Gas für die Glasbläserei, und Wasserstoff war auch kaum zu beschaffen, das Wasser für unsere Kühlleitungen setzte aus, die improvisierten Abschlüsse froren ein, sodaß man durch große Pfützen watete, kurzum: daß unter diesen Umständen überhaupt Röhrenmuster gebaut und durchgemessen wurden, daß sogar noch einige technische Gedankengänge zu Papier gebracht wurden, war mehr als eine Art sportlicher Leistung zu werten, als es praktische Bedeutung hatte. Und nun ging es offenbar dem Ende zu. Einzelheiten der Lähmungsaktion wurden durchgesprochen und die

\* Das Spezialröhrenlabor war von Liegnitz in allen Eile in das Reichstagsgebäude verlagert worden.

zur Durchführung der Aktion notwendigen Leute eingeteilt. Von der Rüstungsinspektion bekamen wir Karten zur Benutzung der Verkehrsmittel bei den bevorstehenden extremen Verkehrseinschränkungen, für die drei Stufen vorgesehen waren. Beim Aufruf einer Stufe konnten die Inhaber von Karten einer niedrigeren Stufe nicht mehr zum Dienst kommen; sie hatten sich dem Volkssturm zur Verfügung zu stellen. Schließlich wurden die Bescheinigungen über erfolgte doppelte UK-Stellung verteilt. Etwa 20% der Belegschaft erhielt die Bescheinigung, mit der Verpflichtung, auch bei unmittelbarer Feindbedrohung am Arbeitsplatz zu erscheinen, um beispielsweise die Lähmung durchzuführen.

Am Donnerstag 19.4. war Verkehrsstufe 2 aufgerufen, und es kam nur etwa die Hälfte unserer Leute zum Dienst. Wir hatten gerade mit unserer Arbeit begonnen, da krachte es wie von einem Bombeneinschlag, es ist aber kein Alarm. Eine halbe Minute später wieder ein Einschlag; die Fensterverschaltungen fliegen in den Raum. Artilleriebeschuss. Die Sachverständigen raten auf 25 cm, wahrscheinlich von Eisenbahngeschützen. In Abständen von 5 Minuten kommen immer wieder mehrere Schüsse kurz hintereinander. Vor dem Einschlag pfeift es oft, die Dinger fliegen dann über uns hinweg. Offenbar soll das Regierungsviertel beschossen werden. Zuerst sind wir wie gelähmt von dem ungewohnten Eindruck der heftigen Detonationen. Unser Raum, der "Bundesratsaal" liegt mit dem ca 3 x 5 Meter großen nur leicht vermauerten Fenster nach der Ostseite hin. In der Laborleiter-Besprechung in einem der stark gewölbten Parterreräume beratschlagen wir, was zu tun ist. Anweisungen von oben gibt es nicht mehr, wir müssen uns für unseren Laborbetrieb selbst entscheiden. Der Abteilungsleiter verfügt, daß mit der Lähmung begonnen werden soll. Die Einzelheiten sind den Labors überlassen, wir wollen aber möglichst aus der Lähmungsaktion eine Sicherstellung des wertvollsten Inventars machen, um "später" die Möglichkeit zum Weiterarbeiten zu haben. (Bei dem "später" kann sich jeder denken, was er will.)

Der Beschuss läßt zeitweise nach. Man gibt auf den Rhythmus der Schüsse acht und gewinnt langsam eine gewisse Sicherheit wieder. Wir nehmen die Maßstäbe auseinander und verpacken die kostbarsten Geräte und Instrumente in Kisten, bündeln die wichtigsten Akten und Briefe zusammen. Die Kisten kommen zum Teil in einen sehr versteckten Keller unter der Werkstatt, in den man nur durch eine schmale Luke einsteigen kann, zum Teil in die "Lore 4" (den als Röhrenfabrik ausgebauten U-Bahntunnel westlich vom Reichstag) zum Teil auch nur in eine Ecke der stark gewölbten und vermauerten Werkstatträume im Parterre. Dabei ist auch eine Kiste mit meinen wissenschaftlichen Büchern.

Am Mittag kommt Ev. (Sie arbeitet in der Dienststelle von Dr. Huber als technische Zeichnerin und zuletzt als Mädchen für alles: Lohnverrechnung, Verteilung der Bunkerzulagen etc.) Sie ist auf meine U-Bahnkarte 2 bis zum Potsdamer Platz gefahren, hat sich über die Detonationen gewundert, diese aber zuerst für Sprengungen gehalten. Im Esplanade, wo sie essen wollte, wurde sie zunächst nicht eingelassen, weil kurz zuvor eine Granate eingeschlagen war. Schließlich hieß es aber doch, was gekocht sei, sollte auch gegessen werden und so hatte sie in dem stark beschädigten Speisesaal gut gegessen und war nun im Reichstag, wo sie sich mit am Einpacken der Laborgeräte beteiligte und den größten Teil unserer noch im Labor liegenden Privatsachen zusammensuchte. Wir hatten an dem Tag keine Mittagspause gemacht und schlossen dafür schon am Nachmittag. In der Toreinfahrt stehend, paßte Ev und ich mit einigen Kollegen zusammen eine Schießpause ab und liefen dann, schwer mit Paketen beladen, zum Esplanade, wo wir ein ausgezeichnetes Abendessen, sogar mit Wein, bekamen. Dr. Koopmann hatte den Reichstag etwas später als wir verlassen, weil ihm die Gefechtspause noch nicht sicher genug vorkam. Am Brandenburger Tor standen zwei Soldaten, die sich über das Schießen lustig machten. Als Koopmann den freien Platz vor dem Tor passiert hatte und sich umschaute, schlug gerade eine Granate ein, und an der Stelle, wo die beiden Soldaten gestanden hatten, spritzte ein grünlich grauer Rauchpilz auf. Die Heimfahrt mußte Ev und ich wegen der verschiedenen Benutzungskarten wieder getrennt mit S- und U-Bahn machen. Von diesem Tage an gab es keine Luftangriffe mehr.

An der Bergung der Laborgeräte arbeiteten wir noch am Freitag und auch Samstagvormittag. Ev fuhr aber nicht mehr mit. Freitagmorgen, als ich von den Linden her in die neue Wilhelmstraße einbog, sah ich eine Einschlag-

stelle der Geschosse vom Vortag: keine großen Zerstörungen, aber nahe der Einschlagstelle eine Lache von einem blutigen Brei, es war schon so weit, daß man so etwas nicht mehr richtig wegräumte. An einer anderen Stelle lag ein Blindgänger, tatsächlich von einem Kaliber von 20 cm. Im Betrieb gab es selbst an dem Tage noch Optimisten, die glaubten, die Lage ließe sich halten; den meisten aber war es klar, daß wir fertig waren, daß wir aber nun endlich wieder etwas Sinnvolles taten mit der Bergung der Geräte, nämlich eine eventuell im Frieden wieder mögliche Weiterarbeit vorzubereiten. Es gelang uns auch noch, einen mit Geräten bereits vollgepackten Möbelwagen, der schon einige Tage vor dem Südportal stand, zur Maxstraße geschleppt zu bekommen. Leider hat unsere Bergungsarbeit im Gebäude selbst nur wenig Erfolg gehabt: die in Werkstatt und Keller untergebrachten Kisten sind zum größten Teil verbrannt, ein Verlust, unter dem wir sogar jetzt im LKVO noch leiden. Die überschwere Flakbatterie auf dem Zoo-Bunker trat am Freitag in Tätigkeit. Offenbar beschoß sie schon Bodenziele, da nirgends Flieger in Erscheinung traten. Es war bei der Nähe dieser Batterie schwer, ihre Abschüsse und die Einschläge der russischen Granaten aneinanderzuhalten. Für die Zeit des Chaos, das man in der Belagerungs- und Kampftätigkeit sowie gleich danach erwarten mußte, waren Ev und ich nicht mit Lebensmitteln gerüstet. Von Liegnitz hatten wir nur wenig retten können, und in Berlin war bei unserer Ankunft schon alles so kanpp, daß man schon in Versuchung war, die letzten mitgebrachten Reserven auch noch aufzuessen. Nun hatte uns Werner geschrieben, daß wir oder Lotte für den Fall der Not seinen Lebensmittelvorrat in der Müllerstraße aufbrauchen könnten. Da jetzt nicht mehr damit zu rechnen war, daß Lotte oder Werner noch in Berlin auftauchten, machte ich mich am Samstag nach Lichterfelde auf, um die Sachen dort abzuholen. Der S-Bahzug fuhr tatsächlich noch bis Lichterfelde-Süd. Außer mir stiegen noch 15 Menschen an der Endstation aus. Von der Bahnsteig-Überführung aus sah man weit in die von einer matten Aprilsonne beschienene offene Landschaft. Im Süden brannten mehrere Dörfer. Man hörte nicht nur die schwere und leichte Artillerie, sondern auch schon das Maschinengewehrknattern. Ich eilte auf dem kürzestem Weg zur Müllerstraße, um den nächsten zurückfahrenden Zug noch zu bekommen. Das Haus war wie ausgestorben. Ich angelte den Haus Schlüssel aus seinem Versteck, trat ein und suchte schnell im Keller die Lebensmittel zusammen, die ich in den Rucksack verstaute. Eigentlich hatte ich auch Werners Wäsche noch zusammensuchen wollen, aber die Schießerei war mir in dieser Einsamkeit so unheimlich und das Pfeifen der Geschosse war so nahe, daß es mich nicht mehr dort hielt und ich mich schleunigst wieder zum Bahnhof aufmachte. Der Zug war so gut wie leer und blieb es auch fast bis zur Stadt. Bei Südde mußte der Zug auf der Strecke halten, und gerade da überflogen uns russische Tiefflieger und schossen- oder wurden beschossen, man konnte das nicht genau unterscheiden - der Zug blieb aber heil und fuhr nach kurzer Zeit weiter. Ich war jedenfalls froh, als es hinter Corkstraße unterirdisch weiterging. Im Tunnel unter dem Landwehrkanal war eine Kolonne dunkler Gestalten mit Peckfackeln an der Arbeit. Vielleicht wurde da die Sprengung vorbereitet, durch welche die ganze Nord-Süd-S-Bahnstrecke unter Wasser gesetzt wurde und noch heute unbefahrbar ist. Am Anhalter Bahnhof war gerade ein Schild ausgehängt worden, daß der Verkehr nach Lichterfelde Süd eingestellt sei. Ich war gerade noch mit dem letzten dorthin verkehrenden Zug gefahren. Die Wannseestrecke ging noch normal, wenn auch mit großen Zugabständen. Mit dem schweren Rucksack in Zehlendorf angekommen, hatte ich wenigstens das beruhigende Gefühl, für den schlimmsten Notfall einigermaßen versorgt zu sein. In den Betrieb und überhaupt in die Stadt wollte ich, wenn es sich irgend machen ließ, vor der Eroberung nicht mehr fahren. In Zehlendorf-West war der Volkssturm ziemlich harmlos, ein besserer Kriegerverein, der mich und die nach Zehlendorf-West zugezogenen Kollegen noch gar nicht offiziell erfaßt hatte. Der würde einen auch nicht gerade im letzten Moment noch schnappen. Schlimmstenfalls müßte man sich einige Tage versteckt halten; lange konnten die Kämpfe ja doch nicht dauern. Im Nordosten waren die Russen am weitesten in die Stadt eingedrungen. Zumindest hatten sie Weißensee genommen.

Sonntagabend 22.4. saßen wir beim Kerzenlicht mit Stejnels zusammen, da kamen Kleen und Lerbs mit Marschgepäck zu uns herein. Sie wollten sich nach Westen durchschlagen, von der amerikanischen Front sich in Nordwestdeutsch-

land überrollen lassen, um bei ihren Familien zu sein. Sie haben am späten Abend noch einen Zug nach Potsdam bekommen und sind von da aus teils zu Fuß, teils auf Grund ihrer guten Papiere mit Militärautos wohlbehalten nach Hamburg gekommen. Für Steinel und uns war alles entschieden. Wir konnten einerseits nicht mit der Familie einen so ungewissen Marsch machen, machten uns aber auch andererseits vor dem Russen nicht so viel Angst, wie es im allgemeinen verbreitet war. Zwar hatten wir bis vor einigen Tagen noch gehofft, daß die Amerikaner den Russen in Berlin zuvorkämen, hatten mächtig geflucht, daß die Besatzung von Magdeburg so heftig Widerstand leistete, sodaß die Elbe im wesentlichen Frontlinie blieb, aber jetzt hatten wir uns mit unserm Schicksal abgefunden und warteten sogar mit einer gewissen Spannung, was sich ereignen würde.

In der Nacht von Sonntag auf Montag rollte ein endlos langer Zug ganz aus Lokomotiven bestehend, über die Wannseestrecke aus Berlin heraus. Montag früh machten wir uns daran, die vorhandenen Lebensmittel-Vorräte, so gut es ging, zu verstecken und zu vergraben. Nach Erzählungen von Liegnitzer Flüchtlingen sollten die Russen dort mit als erstes die Ablieferung sämtlicher Lebensmittel angeordnet haben. Wir gingen darum beim Verstecken sorgsam vor und tarnten alle Versteckplätze gut. Z.B. befand sich einer tief unter dem Sandkasten der Kinder. Auch der Bestand an Wein und Spirituosen wurden vergraben; nur einige Flaschen leichten Wein ließen wir im Keller um den Soldaten einen Trunk anbieten zu können, ohne sie aber betrunken zu machen. In Berlin wäre viel Unheil verhütet worden, wenn man überall so gehandelt hätte und nicht ganze Lagerkeller mit Branntwein dem Russen in die Hände gefallen wären.

Die S-Bahnzüge fuhren in diesen Tagen noch bis Schöneberg. Ich überlegte, ob ich nicht doch noch einmal zu unserem Betrieb in der Maxstraße fahren sollte, aber ich fürchtete, daß die Bahn am Nachmittag vielleicht nicht mehr von Schöneberg zurückführe, wenn jetzt schon die Endstation Schöneberg war. Es hieß, die Russen ständen schon am Alexanderplatz. So fuhr ich am Mittag nur einmal bis Steglitz, zum Teil einfach aus, Unruhe, zum Teil auch um auf Lebensmittelmarken, die wir durch falsche Disposition noch reichlich hatten, ein Mittagessen zubekommen; kaufen konnte man nichts mehr. Der noch regelmäßige Verkehr der Bahn - wenn auch in großen Abständen - so nahe am Kriegsschauplatz und so dicht vor dem unausweichlichen Ende hatte etwas Gespenstisches an sich. In Steglitz bekam ich in einem kleinen Lokal nahe der Bahn zu essen. Das Radio ging, und es hieß, in Kürze erwarte man eine Rede des Führers. Ich hatte aber keine Ruhe mehr, darauf zu warten, denn es schoß heftig, sodaß die Fensterscheiben bebten. Der Schall schien aus der Richtung vom Teltowkanal zu kommen. So zog ich vor, mit dem nächsten Zug - jeder Zug konnte der letzte sein - nach Zehlendorf zurückzufahren. Auf dem Bahnhofplatz in Zehlendorf-West war hinter einem Gebüsch ein 2,5 cm Zwillingsgeschütz aufgefahren, mit Schußrichtung auf die Panzersperre in der Unterführung. Die beiden Sperren an der Goethestraße, etwa 70 m von unserem Haus entfernt, waren noch unbewacht. Die Schießerei war hier in Zehlendorf nicht so laut zu hören wie in Steglitz; sie ließ auch gegen Abend nach.

Am Dienstag 24.4. kam der Frontlärm schnell immer näher. Die Russen mußten auch wohl in unserer Nähe schon den Teltowkanal überschritten haben. Der Verkehr auf der S-Bahn hatte aufgehört. Es war herrliches Frühlingswetter, der blaue Himmel nur ganz leicht getrübt, und die Sonne schien so warm, daß wir uns meist im Freien aufhalten konnten. Das Steimelsche Haus und der Garten liegen auf einem kleinen Hügel. Die Einfahrt von der Straße her ist in den Hügel eingeschnitten, und man tritt zu ebener Erde in Garage und Keller ein. Der Ausgang zur eigentlichen Haustür biegt von der Einfahrt ab und ist von der Straße aus nicht gleich zu sehen. Vor der Kellertür im Freien, von der Straße aus aber auch nicht sichtbar, stand damals ein alter Kochherd, auf dem wir in diesen Tagen, gerade wie bei den früheren häufigen Ausfällen von Strom und Gas nach Fliegerangriffen, kochten. In dem großen ersten Kellerraum, dem "Vorkeller", stand alles zum Kochen notwendige. Weiter nach hinten lagen Heizungskeller und der sehr gut gebaute Luftschutzraum. Wir hatten alles für einige Tage Aufenthalt im Keller gerichtet. Für die Kinder war eine Spielecke da. Noch spielten sie draußen in der Sonne vor der Kellertür und auf der Gartentreppe, von wo man sie bei Gefahr schnell hereinholen konnte. Die Front war jetzt so nahe, daß man schon das MG- und Gewehrfeuer heraushörte. Am Mittag überflogen uns erstmalig russische Flieger, und zwar gleich

in Massen. In Abständen von 5 - 10 Minuten erschien je eine Welle von 20 schweren Bombern. Sie flogen von NO nach SW, also etwa parallel zum Teltowkanal, die ersten Wellen noch mehrere km von uns entfernt. Sie flogen so niedrig, daß man beobachten konnte, wie sie ihre Bombenlast ausschütteten. Allmählich schob sich die Fluglinie näher an uns heran. Offenbar galt der Angriff der zurückweichenden deutschen Frontlinie. Da man die Entfernung nicht genau abschätzen konnte und es oft so schien, als würde uns bereits die nächste Bombenreihe treffen, verzogen wir uns jeweils bei Annäherung einer neuen Welle mit den schnell aufgegriffenen Kindern in den Luftschuttkeller. Kurz danach krachte es dann auch, und zwar näher und näher. Wie wir später feststellten, war der nächstgelegene Einschlag dieser Reihewürfe in der Kossinnastraße, auf der anderen Seite vom Bahndamm, etwa 500 m von uns entfernt. Das Bombardement dauerte vielleicht 3 Stunden. Das Schießen der Front war näher gekommen, allerdings bekamen wir kein Artilleriefeuer. Soldaten sahen wir nicht, außer einem versprengten Volkssturmmann, der ganz verschwitzt und verdreht zu uns hereinkam, um etwas zu trinken bat und dann gleich weiter hastete. Einmal brauste ein deutsches Flugzeug in nur 60 m Höhe aus der Stadt kommend über uns hinweg. Die Gefechtsstätigkeit ließ auch gegen Abend kaum nach. Wir bemerkten aber mit Genugtuung, daß die beiden Panzersperren, die im Laufe des Tages eine Bewachung durch Volkssturm bekommen hatten, wieder unbewacht waren.

Da zu erwarten war, daß in dieser Nacht die Front bis zu uns vordringen würde, bezogen wir erstmalig jetzt unser Nachtlager im Keller. Aneinandergeschmüßelt lagen Ev und ich unter der Decke und horchten auf den Gefechtslärm, der gedämpft bald von weit, bald von näher in den Keller drang. Würde die Front schnell über uns hinwegrollen, oder würde es an der Panzersperre und am Bahndamm doch noch zu Kämpfen kommen? Wenn wir den nächsten Tag überhaupt noch erleben, dann müßten wir wohl einen dicken Strich unter unser ganzes bisheriges Dasein ziehen. Wir waren darauf gefaßt, nichts als unser nacktes Leben in die ungewisse Zukunft hinein zu retten; wenn uns das gelänge, wollten wir zufrieden sein. Mit diesen Gedanken lagen wir lange im Dunkeln wach, mitunter fröstelnd trotz Decken; schließlich schliefen wir aber doch ein. Morgens gegen 3 Uhr weckte uns starkes Schießen aus nächster Nähe. Rasseln von Panzerketten. 3 Granateinschläge nahe beim Haus, anscheinend an der Panzersperre in der Unterführung; ein MP-Feuerstoß, dann wieder Ruhe.

In der frühen Morgendämmerung standen wir auf, ließen die Kinder aber noch im Bunker schlafen. Mit einem Rest Cognak bereiteten wir uns einen prächtigen Eierlikör, er brachte uns alle in eine wunderbar gelassene Stimmung. Vom Bunkerfenster aus sah Karl die ersten russischen Soldaten im Panzersperren-Durchgang; sie verschwanden aber bald wieder. Beim Nachbar Heinen kochen wir uns im Keller einen guten Bohnenkaffee und wagen uns dann auf die Straße in die Morgensonne. Wir Männer stehen mit den Nachbarn in einem Grüppchen zusammen, und jeder sucht etwas Neues zu erfahren. An unserem Haus sind durch MP-Einschüsse einige Fensterscheiben im 1. Stock und einige Dachziegel zerstört. Die Granattreffer an der Sperre, die in der Nacht so dröhnten, daß Herr Schmacks beim dritten Schuß meinte: "Jetzt ist sie durch", haben in Wirklichkeit nur ganz geringfügige Schäden an der Sperre hinterlassen. Wir gehen wieder auf unser Haus zu, da kommt ein langer Kerl mit einer Maschinenpistole aus der anderen Richtung. Schnell verschwinden wir alle in der Kellertür und schließen ab. Der Kerl hat uns aber gerade noch gesehen und bumst schon an der Tür. Wir öffnen und stehen zum ersten Mal einem russischen Frontsoldaten gegenüber. "Soldat?" "Nix Soldati" antworteten Karl und ich und zeigen ihm unseren Wehrpaß. Er mustert uns nur mißtrauisch. Außer der Maschinenpistole hat er noch eine schwere Armeepistole umgehängt. "Urr!" Wir wußten, daß sie auf Uhren scharf waren und hatten schon einige defekte Uhren zur Ablieferung bereit. Aber er hält sie prüfend ans Ohr. "Sie haben ganze Urr!" sagt er drohend. Darauf ziehen Karl und ich es doch vor, ihm jeder eine ganze Uhr zu geben. "Wieviel Steine?" Karl sagte aufs Geratewohl "Sieben". Befriedigt steckt er die Uhren ein. "Zigarren!" die hatten wir nun wirklich nicht. Wir suchen im Halbdunkel des Kellers nach Zigaretten, da winkt er aber verächtlich ab und geht weg.

Bis zum Nachmittag bekommen wir keinen weiteren Besuch. Es schienen wenige

Truppen in unserem Bezirk zu sein. Wir kochen draußen unser Mittagessen und stehen im übrigen untätig herum in erregter Spannung wartend. In die Nachbarhäuser, besonders bei Kreiselmayers und Mathes, gehen jetzt mehrfach Russen hinein, einzeln oder zu zwei oder drei. Hauptsächlich suchten sie nach Alkohol. Bei Heiners nebenan kommt einer auf einem Motorrad, er will auch Schnaps oder Wein. Als er von dem alten Herrn nur Obstsaft bekommen kann, schießt er erats wild mit seiner Pistole, trinkt dann aber doch mehrere Flaschen Obstsaft, wobei ihm Herr Heiner Gesellschaft leisten muß. Unser Haus hat keinen Zulaufvielleicht ist der Eingang zu unübersichtlich. Am Nachmittag rollen schwere Panzer "Josef Stalin", vielleicht 30, über die Straße "am Schlachtensee". Dann kommt ein endloser Zug russischer Truppen mit Fahrzeugen aller Art aus der Richtung Grunewald über den Hans-Knirsch-Weg in Richtung nach Zehlendorf-Mitte. Gegen Abend bezieht ein Trupp von 20 Mann mit ihren Gespannen Quartier in der nahen Gärtnerei am Knirschweg. Von unserem hochgelegenen Garten aus sehen wir die Soldaten ihre Wäsche wechseln, die Pferde füttern, Ziehharmonika spielen und sich lange mit einer Luftbüchse amüsieren. Drei dieser Soldaten kommen in unserm Garten "Soldaten wollen kuchen". Nach einigem Reden wissen wir, daß sie nicht Kuchen, sondern auf unserm Herd kochen wollen, und zwar Eier, die sie anscheinend drüben gefunden haben. Frau Steinel macht ihnen selbst die Eier als Spiegeleier fertig. Wir bekommen ein Stück Brot von ihnen, und dann sitzen die drei auf der Böschungsmauer und versuchen mit uns ein Gespräch anzuknüpfen. Der eine ist ein älterer Mann aus der Ukraine. Er läßt den Sand unseres Gartens durch die Finger rieseln und meint: "nicht gut; in Ukraine gut!" Dann traurig "Woina, Woina" das konnte nur heißen; Ja, der Krieg! Wir erfahren dann noch, daß die SS seine Frau mitgenommen hat. Inzwischen war es schon ziemlich dunkel geworden. Nach dem Weggang der drei Soldaten waren wir gerade wieder im Haus, da klopfte es unten an der Kellertür. Wir gehen herunter um zu öffnen, und ein Doppelposten tritt ein. Wieder die Frage, ob Soldaten im Haus sind; der Keller wird abgesucht. Dabei finden sie Herrn Schmacks im Bett liegend. Er hatte Grippe und starkes Fieber bekommen. Die Russen halten ihn anscheinend für einen verwundeten deutschen Soldaten und lassen sich nur schwer beruhigen, gehen dann aber gleich wieder weg. Wir hatten beim Hineingehen ins Haus die Hintertür zum Garten offen gelassen. Wie wir nun wieder heraufstiegen, kommt uns aus dem Wohnzimmer ein Russe mit seiner Maschinenpistole entgegen. Mißtrauisch mustert er uns bei dem Schein unserer Kerzen. Da wir glauben, er gehöre zu dem Trupp vorhin im Keller, bedeuten wir ihm, seine Kameraden seien soeben nach draußen gegangen und bringen ihn zur vorderen Haustür. Er geht hinaus, ruft etwas auf die Straße und verschwindet in der Dunkelheit; dafür kommen aber zwei andere von der Straße herein und ein dritter durch die noch immer offen stehende Gartentür. Es dauert eine Weile, bis man in dem Halbdunkel die Gestalten erkennen kann. Einer ist Offizier. Er trägt einen Verband um den Kopf und scheint von Zeit zu Zeit starke Schmerzen zu haben. In seiner Begleitung ein verwegener aussehender Kerl in Lederjacke und mit Matrosenmütze, ganz das, was wir uns unter einem "Kommissar" vorstellten. Der dritte ist ein einfacher Soldat. Alle sind natürlich schwer bewaffnet. Mit den dreien ist offenbar kein Spaß zu machen. Wiederum die Frage, ob Soldaten im Haus; dann machen sie einen Rundgang durch Erdgeschoß und Keller. Auch bei ihnen erregt Schmacks Mißtrauen. Sie kommen wieder herauf und beginnen nun Karl und mich regelrecht zu verhören. "Warum nicht Soldat?" "Radio-Ingenieur" Wir weisen unseren Wehrpaß und die doppelte UK-Stellung vor. Ob Waffen im Haus seien? Nach einem Moment angespannter Überlegung sagt Karl ja, und holt seine Pistole. Die Drei besprechen sich darüber auf Russisch, dann wendet sich der Offizier an Karl und mich: "Stillgestanden"! Ob wir jetzt wohl abgeführt werden, denken wir. Auf das Kommando müssen wir aber wohl sehr unmilitärisch reagiert haben; der Offizier schüttelt den Kopf und wiederholt noch einmal den Befehl. Wir werden nach etwa vorhandenen weiteren Waffen abgetastet; dann bekommt Karl den Befehl; "Hinlegen"! Wir alle dachten, jetzt werden sie ihn erschließen. Karl legt sich etwas umständlich auf den Teppich hin, wird dann aber gleich wieder aufgefordert, aufzustehen. Offenbar haben die Russen nur feststellen wollen, wie wir auf militärische

Befehle reskriieren, ob wir nicht doch Soldaten seien. Die Pistole wird genau untersucht; sie ist noch völlig unbenutzt. Die Russen wechseln untereinander einige Worte, dann fragen sie uns nach Stiefeln, interessieren sich aber nur für hohe Militärstiefel, die wir nicht haben. Ein kleiner Reise- wecker, der im Flur steht, wird noch eingesteckt, dann scheint die Verneh- mung beendet zu sein. "Schnaps!" Wir hatten keinen Schnaps, aber Wein, den hätten wir. Ich entkorkte zwei Flaschen und Frau Steimel stellt Gläser auf den runden Glastisch im Herrenzimmer, um den wir vier und mit den drei Hus- sen zusammen hinsetzen. Zwei Kerzenstummel beleuchten die Szene. Ich fülle die Gläser, der Offizier erhebt seines und klopft damit auf den Korke der Weinflasche, was wohl ein allgemeines Prosit bedeuten soll. Nach dem ersten Schluck ist er schwer enttäuscht über den schwachen Alkoholgehalt des Ge- tränkcs. Er stellt dann eine Schachtel Zigaretten zur allgemeinen Bedienung auf den Tisch. Karl muß zwischendurch den Wecker, an dem ein Defekt ist, öff- nen und wieder zusammensetzen, wobei ihm der "Kommissar" genau zusieht, ob er sich dabei auch wohl wie ein Ingenieur anstellt. Nachdem auch diese Probe bestanden ist, greift er in seine Tasche und holt einige Handvoll Keks her- aus. Wir wissen nach dieser Geste, daß das Mißtrauen gebrochen ist und uns keine Gefahr mehr droht. Der Offizier und der "Kommissar" sprechen beide et- was deutsch. Verstehen tun sie ziemlich alles; so beginnt denn eine Unter- haltung über Familienverhältnisse, den Krieg und unsere Berufstätigkeit. Zwischendurch reden die drei immer wieder Russisch miteinander. Wir füllen nochmals die Gläser und stoßen dann richtig an. Der Offizier, er scheint im Range eines Leutnants zu sein, zitiert: "Trink, trink, Brüderlein trink!" Dann, nach einigen Schweigen: "Mich lieben alle Frauen". Aha, denken wir, jetzt kommt Das. Den Russen voraus geilt war das Gerücht, daß alle Frauen vergewaltigt würden. Wenn wir es auch nicht im ganzen Umfang glaubten, so hatten wir uns doch darauf gefaßt gemacht, daß auch unsere Frauen diesen Tribut würden zahlen müssen, ob wir Männer uns nun dazwischenstellen würden oder nicht. Wahrscheinlich bekäme man dabei eine Kugel in den Bauch, ohne etwas verhindern zu können. Wir hatten deshalb ganz nüchtern mit den Frauen überlegt, daß weder wir noch sie die Soldaten unnötig reizen und uns zur Wehr setzen wollten, wenn es keine Ausweichmöglichkeit gäbe. Schließlich stirbt man ja nicht davon. Nun hätten unsere Besucher, wie uns schien, zwar gerne noch ein kleines Erlebnis als Tagesabschluß gehabt, aber erstens hat der Wein gar so wenig Alkohol enthalten, zweitens zeigten wir völliges Nicht- verstehen auf ihre freundlichen Andeutungen hin, und drittens schien der Leutnant sehr starke Kopfschmerzen zu haben. So standen die drei nach einigen kurzen auf Russisch gewechselten Worten auf, verabschiedeten sich und ver- schwanden in der Dunkelheit. --- Diesen ersten Abend mit den Russen werden wir so leicht nicht vergessen. Wie ganz anders war doch die Stimmung, als wir, kaum 5 Monate später, wiederum mit einem russischen Offizier, Major Scholeken, am gleichen Tisch ein Glas Wein tranken, diesmal aber vom besten, den Steimel hatte.

Den Tisch haben jetzt die Amerikaner. -----

Eineinhalb Stunden hatte der Besuch vielleicht gedauert, vielleicht auch weniger, uns war es aber endlos vorgekommen. Von dem sich jagenden Eindrücken des Tages ganz verstört standen wir noch lange in der Diele zusammen, bis wir schließlich unser Lager im Keller bezogen. Die Front war zwar offenbar schon so weit über uns hinweg, daß wir keinen Beschuß mehr zu befürchten brauchten; wir wollten in unserer Verängstigung lediglich nahe beieinander bleiben. Diesen Abend war es gerade noch gut gegangen, und in der Nacht waren wir auch wohl sicher da, wie wir hörten, die Truppen nachts im Lager streng zusammengehalten wurden, aber was würden die kommenden Tage noch brin- gen?

In Zehlendorf lagen nicht viel Russen. Das hing unter anderem wohl damit zu- sammen, daß der deutsche Kampfkommandant den Bezirk widerstandslos übergeben und die Russen ihn daher schnell überrannt hatten. Der Kommandant hat sich nach der Übergabe gleich erschossen. Wie die russischen Truppen sich in den einzelnen Bezirken gegen die Bevölkerung verhalten, auch das hing, wie wir all- gemein hörten, stark davon ab, unter welchen Umständen die Besetzung erfolgt war, ob nach kampfloser Übergabe, oder nach harten Kampf, oder gar noch heim- tückische Bekämpfung durch den Wehrwolf.

Der Donnerstag und die folgenden drei bis fünf Tage verliefen für uns zwar nicht ohne Aufregungen, aber im Grunde doch ganz harmlos. Einmal hatten wir einen kurzen Besuch von Russen, die sich angeblich für das Auto interessierten, sich aber in der Hauptsache wohl nach Beute, insbesondere nach Spirituosen umsehen wollten; mitgenommen haben sie nichts. Dagegen ging es in manchen Nachbarhäusern ein und aus. Trüppchen von zwei oder drei gingen in die Häuser, redeten lange, erkundigten sich nach jungen Mädchen, tranken einige Wein- oder notfalls auch Himbeersaftflaschen leer und nahmen dann einige Andenken mit. Große Sorge hatte Frau Matthis um ihre beiden 15-jährigen Töchter, die Zwillinge, die nach einer Diphtherie noch liegen mußten. Den Besuchern gegenüber wußte Frau Matthis die Schwere der Krankheit geschickt zu übertreiben und die Ansteckungsgefahr durch reichlich im Zimmer verspritztes Lysoform drastisch bewußt zu machen. Mehrfach haben Soldaten da auf dem Bettrand gesessen und die kranken Mädels bedauert. Einmal hat ein Soldat dort den Keller ziemlich verwüstet; er war aber auch wohl gereizt durch einen im Haus vorgefundenen Revolver, den ein früherer Mieter ohne Wissen von Frau Matthis zurückgelassen hatte. Die Plünderungen waren sonst in unserer Nachbarschaft in den meisten Fällen nicht so schlimm. Oft war das Durcheinander groß, aber der nach dem Aufräumen festgestellte Schaden zu verschmerzen. Durch die kampflose Übergabe von Zehlendorf waren einmal, wie erwähnt, die Truppen nicht gereizt, zum anderen war es dadurch möglich gewesen, daß die Einwohner alle in ihren Häusern wohnen bleiben konnten, wodurch Plünderungen seitens der eigenen Volksgenossen verhindert wurden, die, wie wir immer wieder feststellten, viel gründlicher als die Russen gewirkt haben. Eva und Frau Steinel waren z.B. Zeugen der Plünderungen in den Geschäften am Bahnhofsplatz. Nicht nur die Lebensmittelgeschäfte wurden leer gemacht. Da ging es noch am geordnetsten zu, dadurch daß einige Russen hinzukamen und die Ladenbesitzer ihre gehorteten Vorräte an Fett, Mehl und dergl. verteilen mußten. Wein, Waren aller Art, Textilien, Bücher und auch das Ladeninventar wurde von Männern und Frauen aus den unbewachten Läden weggeschleppt, und zwar von durchaus bürgerlich aussehenden Leuten, die es nicht nötig gehabt hätten, und denen man solches Verhalten eigentlich nicht zugetraut hätte.

Mit der Vergewaltigung von Frauen und Mädchen mag es stellenweise schlimmer gewesen sein als in unserem Bezirk. Immerhin mußten auch in unserer Nachbarschaft einige Frauen herhalten, und bei einem uns bekannten Arzt sind Frauen und Mädchen jeden Alters zwischen 15 und 70 Jahren<sup>22</sup> Desinfektion in der Sprechstunde gewesen. Es war im allgemeinen für die Frauen oder ihre Männer nicht ratsam, sich zur Wehr zu setzen, zumal wenn die Kerls betrunken waren. Die Pistole saß dann immer locker. Es ist uns aber, weder aus unserem Bezirk, noch überhaupt, die Verübung ausgesprochener Roheiten, insbesondere auch gegen Frauen, bekannt geworden, wie sie uns von der Presse vorher doch tagtäglich mit einer wahren Wonne aufgetischt worden waren. Berichte, die am rein äußerlichen haften, geben zudem immer für solche, die den Russen nicht kennen, ein falsches Bild, weil sie neben den Zügen einer impulsiven Wildheit, besonders im Rausch, das ausgleichende Element einer im allgemeinen großen Gütmütigkeit nicht berücksichtigen. Wenn wir nun auch in den "Vergewaltigungen" wie gesagt, keine Haupt- und Staatsaktionen sahen, und sogar manche Situationen, von den Beteiligten erzählt, der Komik nicht entbehrten, so war es doch in diesen Tagen zweckmäßig, junge Mädchen, denen man ein schöneres erstes Erlebnis als dieses gönnte, etwas verborgen zu halten. So haben wir, da unser Haus aus irgendwelchen unerfindlichen Gründen gar nicht mehr von Russen besucht wurde, die 16-jährige Ruth Kreiselmeier in unserer Giebelkammer beherbergt. Er und ich schliefen derweil nachts im Schlafzimmer bei Schmacks. Das Schlafen im Keller erkannten wir doch schon nach dem zweiten Tag als sinnlos.

Der Kampf um Berlin zog sich länger hin als wir erwartet hatten. Besonders aus der Richtung Grunewald kam unvermindert heftiger Kampflärm, nachts meist etwas nachlassend; mitunter aber schoß es plötzlich in der Nacht wie toll, meist leichte Flak, und in den letzten Tagen und Nächten des April konnte man den Ablauf der schweren Panzerschlacht an der Avus verfolgen. Dampf lastete auf uns das Abgeschnittensein von allen Verbindungen zur Außenwelt. Keine Zeitung, kein Radio, kein Telefon, kein Gespräch mit anderen als den nächsten Nachbarn. Unser geistiger Horizont war so eng geworden wie der physische in dem baumbestandenen Villenviertel. Man wußte nicht, wo noch gekämpft wurde, ob nur noch in Berlin oder auch sonst noch in Deutschland. Die Wasserleitung

bildete am längsten sozusagen symbolisch unsere Verbindung mit der Umwelt. Allerdings wurde der Druck weniger und weniger, schließlich lief Wasser nur noch im Keller, sodaß wir im Garten einen Notabort bauen mußten; schließlich blieb das Wasser ganz aus, kam aber nach einem Tag wieder, zuerst nur spärlich im Keller, aber immerhin ein Zeichen, daß irgendwo draußen uns andere Menschen ein Lebenszeichen schickten, daß das Leben wieder in Gang kommen wollte. In der Abgeschnittenheit von der Außenwelt wucherten die Gerüchte; sie waren es, die unseren Nerven zusetzten, nicht so sehr das, was wirklich geschah. Bald hieß es, in der und der Siedlung seien alle Männer erschossen worden und die Frauen vergewaltigt. In einer Nachbarstraße sollte ein Deutscher einen russischen Offizier erschossen haben, und in einigen Stunden würde uns wohl eine Strafexpedition den Garau machen. Dann hieß es, die Mongolen kämen, ganz wilde russische Hilfsvölker, dann wieder sollte eine deutsche Entsatzarmee zur Rückeroberung von Berlin anrücken; Die Russen würden beim Abrücken wohl alle wehrfähigen Männer umlegen. So unsinnig und widersprechend die meisten Gerüchte auch waren, so verloren doch manche Menschen die Nerven. In unserer unmittelbaren Nachbarschaft haben sich in diesen ersten Besetzungstagen 7 Menschen das Leben genommen, völlig sinnlos, soweit wir die Verhältnisse kannten.

Am 27. oder 28.4. wurde der erste "Befehl" - ПРИКАЗ - der russischen Militärverwaltung angeschlagen. Neben den Maßnahmen zur Sicherung der Besatzungstruppen und Maßnahmen gegen Plünderungen wurde verfügt: Alle Einwohner hätten sofort die Arbeit in den Betrieben, besonders den Versorgungsbetrieben, Verkehrsmitteln und dergl. aufzunehmen. Theater, Kinos, Kirchen und Sportstadien sollten ihre Veranstaltungen wieder in Gang bringen. (Offenbar ein recht verfrühter Aufruf. Abgesehen davon, daß die Kämpfe in Berlin noch gar nicht beendet waren, sollten sich bald die Zerstörungen als so unvorstellbar gründlich herausstellen, daß Wochen und Monate vergehen mußten, bis das Leben einigermaßen im Sinne dieses Aufrufes wieder in Fluß kam.) Ausgehzeit war von morgens 7 bis abends 10 Uhr. Wann es aber 7 oder 10 Uhr war, mußte man mehr oder weniger raten, da es weder Radio noch Eisenbahn noch genaue Uhren gab und außerdem jeder ratlos war, ob nach Deutscher Sommerzeit, MEZ, oder Moskauer Zeit gerechnet werden sollte. Tatsächlich ist denn auch später jedes dieser Zeitsysteme einmal in Gültigkeit gewesen. Ein weiterer Maueranschlag forderte zur Abgabe aller Waffen und aller Foto- und Radioapparate beim zuständigen Bürgermeisteramt auf. Wir wußten damals noch nicht, wie schnell solche Befehle überholt waren, legten vielmehr den gleichen Maßstab wie an preußische Polizeibefehle an und fürchteten darüber hinaus ganz drakonische Strafen bei Entdeckung etwa versteckter Apparate und Rundfunkgeräte. Darum luden wir - etwa am 29. oder 30.4. - Karls schönen Telefank-Super, mehrere Geräte von den Nachbarn, meinen und andere Fotoapparate, nebst verschiedenen Säbeln und Gewehren auf einen Leiterwagen und Ew und ich fuhren damit zu dem etwa 1/2 Stunde entfernten Rathaus in Zehlendorf-Mitte. Es war unser erster längerer Weg von Hause weg; er führte über die Beerenstraße und dann über die Potsdamer Chaussee, auf der in beiden Richtungen ein lebhafter Verkehr von russischen Truppen, Autos, Geschützen und Motorrädern herrschte. Von fern hörte man Artilleriefire. Im Wäldchen vor Zehlendorf brumnte über uns ein Flieger. Darauf gab es kurzfristig eine so heftige Schießerei, daß wir eine Weile von der Straße weg in das tiefer gelegene Wäldchen einbogen. An den Anblick der vielen Russen gewöhnte man sich schnell. Sie sahen genau so aus, wie Soldaten überhaupt, weder wie die schlappen Gestalten in dem Gefangenenlagern, erst recht nicht wie die Typen, die man uns immer in der Vochenschau als russische Gefangene oder Überläufer vorgeführt hatte. Um uns Zivilisten kümmerten sie sich gar nicht. Merkwürdig und anfangs beängstigend war das viele Hupen der Autos. In Berlin war hupen seit langem abgeschafft, außer bei Gefahr. Man glaubte daher immer, die Fahrzeuge hätten ein rasendes Tempo, und war dann beim Näherkommen von ihrer langsamen Fahrt überrascht.

Am Rathaus war Hochbetrieb von all den braven Leuten, die ihre Radios abgeliefert. Man brach seinen Apparat in den Rathauskeller und stellte ihn zu den hunderten anderer Geräte, wo noch eine Ecke frei war und wo der russische Posten eine hinwies. An einer anderen Stelle gab man die Waffen ab und in einem Nebengebäude die Fotoapparate. Um meinen alten 9x12 tat es mir leid. Von den 3 Box-Tengor aus der Nachbarschaft, die Ew abgab, wollte der

Russe ihr einen wieder zurückgeben, aber mit dem preußischen Ernst, wie wir die Abgabeverordnung auffaßten, nahmen wir dieses Gegengeschenk von ihm nicht an, mit dem wir uns, wie wir meinten, doch nur großer Gefahr bei einer Kontrolle ausgesetzt haben würden. - Nach einigen Wochen durfte man wieder Foto- und Radiogeräte besitzen. In anderen Stadtteilen war es gar nicht zu der Abgabeverordnung gekommen, dafür mußten stellenweise sämtliche Schreibmaschinen abgeliefert werden. Im Zehlendorfer Rathaus sind die Radioapparate später von Nachrichtentruppen durchgeprüft worden. Die besten Geräte gingen nach Rußland, die zweitrangigen wurden an "Opfer des Faschismus" verteilt und der Rest konnte dann von der Bevölkerung abgeholt werden, wobei mancher zu einem Gerät kam, der nie eines besessen hatte, wir aber, wie die meisten, leer ausgingen. (In Friedenau haben, im Gegensatz zu uns, die meisten Leute ihre Geräte wiederbekommen)

Auf dem Rückweg nach Zehlendorf-West gab es wieder eine wilde Schießerei der russischen Flak nach einem Deutschen Flugzeug. Buchstäblich hunderte Leuchtpurgeschosse standen wie ein Funkenregen gleichzeitig in der Luft.

Im Ortseingang von Zehlendorf-West waren wir erstaunt, Männer und Frauen beim Wegräumen von Schutt früherer Luftangriffe in den Straßen zu sehen, erfuhren dann aber, daß der Kommandant diese Aufräumungsarbeiten angeordnet habe. Wenige Tage darauf wurde auch in unserer Straße die Beseitigung des Schutts angeordnet. Solche Anordnungen wurden anfangs mündlich von Haus zu Haus weitergegeben. Sehr bald aber schon, etwa am 30.4. setzten die Kommandanten die ersten Deutschen Behörden in Gestalt von Baubüros ein, diese bestimmten Straßenobmänner, welche die Aufräumungsarbeiten leiteten und später auch die neuen Lebensmittelkarten ausgaben.

Die Verpflichtung zur Aufräumungsarbeit erwies sich psychisch als wahrer Segen. In unserer und den angrenzenden Straßen waren die Schutthalden auf den Bürgersteigen nicht allzuschlimm, da die meisten Trümmer der an sich vielen totalgeschädigten Häuser auf den Gartengrundstücken selbst lagerten. Etwa je 3 Stunden morgens und nachmittags haben wir etwa 10 Tage lang Schutt aus Goethestraße und Bogotastraße in das "Bunkerloch" auf der anderen Seite der Bahn gefahren, eine große tiefe Grube in der die Fundamente zu einem mächtigen Bunker ein trauriges Dasein fristeten. Bei herrlichem Wetter, wie es die ganzen Kampftage und anschließend den Mai über herrschte, konnte man da bei der nicht allzuschweren körperlichen Arbeit die ausgestandene Angst langsam vergessen und sich aus der seelischen und körperlichen Starre lösen. Zu essen gab es nicht sehr viel; im wesentlichen aßen wir unsere Vorräte auf. Nur Brot konnte man schon gleich nach dem Kampfhandlungen wieder kaufen, etwa ab 27.4. Es wurde auf die alten Haushaltsausweise verkauft, 200 g täglich pro Person, wobei man aber lange Schlange stehen mußte, um sein Teil zu bekommen. In den Tagen litten wir noch nicht direkt Hunger, wie vielfach in den folgenden Monaten, weil wir zunächst noch die Lebensmittel von Werner hatten. Wir sahen gut und sonnengebräunt aus und fühlten uns frisch. Schwere Arbeiten konnte man allerdings nicht mehr gut leisten; das merkte ich besonders beim Abbau der Panzersperren, die Mitte Mai, auf Anordnung des Kommandanten in kurzer Zeit entfernt werden mußten.

Dem 1. Mai sahen wir mit Befürchtungen entgegen, weil an diesem Feiertag der Roten Armee wohl mit einer Schnapszuteilung an die Soldaten zu rechnen war. Der Tag verlief aber bei uns ruhig wie jeder andere. Wir wußten nicht, wie der Krieg in der Stadt stand. Es ist um diese Zeit am Anhalter Bahnhof, Unter den Linden, am Potsdamer Platz und im Tiergarten noch heftig gekämpft worden.

Am 2. Mai hörte der Gefechtslärm, der schon die letzten Tage nur noch schwach aus der Stadt zu uns drang, ganz auf. Der Rest der Berliner Besatzung hatte sich ergeben. In die russischen Truppen kam Bewegung. Auch durch das sonst stille Zehlendorf-West marschierten lange Züge Soldaten mit Fahrzeugen aller Art.

Am 3.5. kamen mittags zwei Soldaten ins Haus und fragten, ob für Kameraden Zimmer zum Schlafen da wären. Wir befürchteten schon, Einquartierung zu bekommen, es ging aber anscheinend nur um eine Bleibe für den Nachmittag, den dieser Trupp sonst wohl auf der Straße beim Fahrzeug verbringen mußte. Die zwei besahen sich die Zimmer im Erdgeschoß und riefen dann ihre Kameraden, im Ganzen waren es 8 Mann und ein Unterleutnant. Im Hause blieben immer nur

etwa fünf oder sechs, während die anderen draußen bei ihrem Fahrzeug Wachdienst versehen. Der Unterleutnant, von mongolischem Gesichtstyp, stammte aus der Mandchurei. Zwei der Soldaten legten sich auf den blanken Holzboden des Herrenzimmers und schiefen sogleich ein; nach unserer Aufforderung legte sich auch einer auf die Couch. Die übrigen mit dem Unterleutnant setzten sich auf Stuhl und Sofa, und Karl, Ev und ich setzten uns zu ihnen. Wir hielten es immer für das richtigste, die Scheu vor diesen fremden Menschen zu überwinden und mit ihnen in ein Gespräch zu kommen. Einer der Soldaten sprach deutsch, er war zwei Jahre Ostarbeiter in Frankfurt / Oder gewesen, wo er anscheinend ganz gut behandelt worden war. Der Unterleutnant hatte viele Fragen an uns, über Berlin, deutsche Verhältnisse, besonders unsere Lebensmittel-Rationen. Der Ostarbeiter - Soldat mußte alles übersetzen. "Der Offizier fragt...." begann er immer. "Der Offizier fragt, ob wir Kaffee bekommen können." Wir hatten eine große Kanne Kornkaffee kurz vorher aufgebracht. Als wir einschenken wollten, war er den Russen aber noch nicht heiß genug und mußte noch einmal aufs Feuer. Der Ostarbeiter-Soldat streute überall ins Gespräch Propaganda ein. "Unsere Soldaten essen mit den Offizieren an einem Tisch". "In Rußland ist die Brotration aber 1 kg am Tag für die Arbeiter". "Ihr seht, russische Soldaten gut, hacken nicht kleinen Kindern die Hände ab, wie Choebbels sagte."

Im Keller klirrte etwas. Einer der Soldaten war von draußen durch die Kellertür hereingekommen und hatte sich über ein Weckglas mit Kompott gemacht, dessen Deckel er der Einfachheit halber zerschlagen hatte. Der Unterleutnant schickte gleich jemanden hinunter, der den Soldaten zurechtwies und aus dem Keller herausholte. Gegen drei Uhr ließ der Offizier einen großen Topf dicker Suppe aus der Feldküche holen. Wir alle setzten uns mit den Soldaten zu Tisch und löffelten mit großem Appetit unseren Teller leer. Jeder bekam noch ein Stück Brot mit Speck. Dann saßen wir wieder zusammen, rauchten und unterhielten uns. Gegen Abend ließ uns der Offizier fragen, ob wir Kartoffeln hätten. Oh weh, dachten wir, Kartoffeln für 10 Soldaten! "Ihr kocht Kartoffeln für alle, und wir geben dazu Fleisch." Das Essen sollte um 1/2 10 am Abend stattfinden. Bald kam jemand mit ca 7 Pfund fettem Schweinefleisch. Frau Steinel stellte einen großen Topf Pellkartoffeln auf den Herd. Als sie gar waren, gaben wir uns zu vier Mann ans pellen. Es war inzwischen 1/2 9 oder später geworden. Da brachte eine Ordnungszug eine Nachricht, durch die plötzlich Bewegung in die Gruppe kam. Die Soldaten guckten in die Küche, um zu sehen, ob das Essen noch nicht fertig sei. Der Trupp mußte wohl früher als erwartet aufbrechen. Die Hälfte der Kartoffeln war erst fertig und mit dem fetten Fleischbrocken zusammen im Kessel angebraten; Wir teilten sie an die Soldaten aus, alles bei Kerzenbeleuchtung. Sie aßen hastig ihren Teller leer und dann verabschiedeten sie sich und zogen ab. Uns verblieb die andere Hälfte des Fleisches, dazu ein Säckchen Trockenbrot, das ein Soldat gebracht und in unsere Brottrommel geschüttet hatte. Die Bilanz war also gut ausgeglichen. Trotzdem atmeten wir auf, als wir wieder allein waren. Zwei kleine Tauschgeschäfte hatten die Soldaten noch vorgenommen, wie wir anderen Tags feststellten: Meinen Füllhalter gegen eine kupferne Uhrkette, an den gleichen Platz auf dem Schreibtisch gelegt, und ein kleines Saffiantäschchen aus Evs Handtasche gegen eine alte Leder-Brieftasche, wobei sie das im Täschchen befindliche Foto von mir sorgsam in die alte Brieftasche gesteckt hatten.

Es sprach sich bei uns rund, im Crunewald, besonders in den vor Tagen heftig umkämpften Partien an der Avus und an den verlassen Lagerstellen der russischen Panzertruppen, könne man unter den weggeworfenen Ausrüstungs- und Beutestücken alles finden was man brauchte: beschädigte Fahrräder und Nachrichtengeräte, Schuhe und Kleidungsstücke, vor allem aber auch Lebensmittel. Unsere Vorräte schmolzen immer mehr zusammen, und wenn es nicht außer den 200 g Brot bald wieder etwas zu kaufen gab, konnten wir uns ausrechnen, wann wir sie aufgezehrt haben würden. Die Gelegenheit, zusätzlich etwas zu essen zu beschaffen, mußte daher unbedingt ausgenutzt werden, so sehr man sich auch innerlich dagegen sträubte, sich auf einem Schlachtfeld etwas anzueignen. Herr Schmacks machte sich zuerst auf den Weg und brachte außer allerhand Radio-Kram drei Pfund fettes Salzfleisch mit. Tags darauf ging ich los, über Knirschweg, zwischen Schlachtensee und der Krummen Lanke hindurch in

Institut

Richtung Avus. Der Weg war stellenweise besät von Gewehr- und MG - Munition und andere Heeresgerät. Im Straßengraben sah ich den ersten Toten, liegen, und im Wald stieß man ab und zu auf gefallene Soldaten, Offiziere und Volksturmänner, nur Deutsche. Die Russen hatten anscheinend ihre Toten mitgenommen oder schon beerdigt. Mehr als einmal erschrak ich vor einem verzerrten Totengesicht, dessen Farbe schon ins bläuliche ging. Die Russen stellten aus deutschen Zivilisten Züge zum Beerdigen der Gefallenen zusammen. Ein solcher Trupp kam mir auf dem Waldweg entgegen. Ich hielt mich seitlich vom Weg verborgen, um nicht auch mit aufgegriffen zu werden. Wäre nicht die herrliche Frühlingssonne und das frische sprossende Grün um mich gewesen, dann hätte ich vielleicht meine Wanderung schon bald wieder abgebrochen. Auf den verlassen Lagerplätzen hinter der Avus lohnte es sich zu suchen. Ich füllte meinen Rucksack mit Kartoffeln, Roggenschrot, etwas Knäckebröt, Seife und andere Kleinigkeiten und merkte mir für die nächste Wanderung einige Stellen an denen noch etwas zu holen war. Am übernächsten Tag suchte ich diese und noch weiter entfernte Stellen auf und brachte auch da wieder einiges Essbare, ein paar Schuhe, Bettbezüge und andere Dinge mit heim, die uns im ausgebombten Haushalt fehlten. Beidemals war ich froh, wenn ich den unheimlichen Wald wieder hinter mir hatte.

Am 4. oder 5. Mai entschlossen Ev und ich uns zu einer Wanderung nach Lichterfelde - Süd, um nach Werners Eigentum in der Müllerstraße zu sehen und eventuell einiges davon zu bergen, denn wir wußten, wie schnell aus unbewohntenusern alles verschwindet. Wir zogen am Morgen los in Richtung auf die Andreezeile, diese endlose nur wenig bebaute Straße am südlichen Stadtrand von Berlin, eigentlich nur ein breiter Weg zwischen Laubenkolonien und den ersten Äckern; über den man stellenweise durch tiefen Sand wadet. Am Wäldchen gleich hinter der Potsdamer Chaussee hielt uns ein Posten an. Wir mußten unsere Ausweise und den Inhalt unserer Briefftasche vorzeigen. Während andere vor uns kontrolliert wurden, versuchte ich gerade noch einen Packen Geldscheine, ca 1000,-, in eine andere Tasche zu schieben. Der Posten bemerkte das, bekundete aber mit einer verächtlichen Handbewegung, daß ihn das Geld nicht interessiere; dagegen zerriß er die Hitlerbriefmarken, die er bei mir fand, Stück für Stück. Vor dem Bahnübergang über die Potsdamer Strecke lagerten etwa 30 russische Panzer. Die Soldaten waren dabei, alle mit dunkelgrüner Ölfarbe neu anzustreichen, wahrscheinlich schon zur Siegesparade. Das Gebiet um die Andreezeile muß Schauplatz heftiger Kämpfe gewesen sein. Da sah es anders aus als in dem friedlichen Zehlendorf. Allenthalben Wracks von Fahrzeugen und Geschützen, Munition, Fetzen von Uniformen, zertrampelte Gärten, Bäume und Lauben von Panzern niedergewalzt, Siedlungen zerschossen und ausgebrannt, deprimierende Landschaft, wenn auch überall das neu sprossende Grün trotz aller Zerstörungen durchkam und den Anblick etwas milderte. Die grelle Sonne machte müde, sodaß wir bald recht einsilbig über den staubigen Weg dahertrattelten. Hier und da standen Gruppen von russischen Soldaten, oder es rumpelte mal ein Fahrzeug daher. Der Weg führte dann an den Goerz-Werken vorbei. Im Frieden war da immer schon eine etwas melancholische Vorstadtgegend, jetzt war der Weg zwischen den ausgebrannten großen Fabriken unsäglich öde. Die schlimmste Wegstrecke hatten wir damit aber auch hinter uns. Die glatte Asphaltbahn der Goerzallee war kaum beschädigt, nur die Straßenbahn-Oberleitung hing in Fetzen herunter. Telefunken hatte kaum neue Schäden hinzubekommen. Die Straßenbrücke über dem Teltowkanal lag wie alle Kanalbrücken im Wasser. Daneben hatten nun die russischen Pioniere unter Mitheranziehung Deutscher Arbeitskräfte eine Notbrücke gebaut. Über einen Bohlenweg gelangte man die Uferböschung herab zu der dicht über dem Wasserspiegel liegenden Fahrbahn. Der russische Verkehrsposten war gut gelaunt; Die Russen feierten so etwas wie eine Siegesfeier zur Beendigung des Kampfes um Berlin. In Lichterfelde schien es erwünscht, daß auch die Zivilisten ein rotes Schleifchen trugen. Im vorderen Teil der Müllerstraße war fast jedes Haus von den Russen belegt. Es schien hier ein höherer Stab untergebracht zu sein. Gleich hinter der Straßenkrümmung mußte das Faßbendersche Haus sichtbar werden. Ob dort auch Einquartierung war? Wir hatten Glück, das Haus lag ganz verlassen da. Wir öffneten das Gartentörchen mit dem mitgebrachten Dietrich und traten durch die nur angelehnte Haustür ein. Da bot sich uns ein wüster Anblick. alle Schränke erbrochen, Hausrat und Kleidungsstücke auf dem Boden verstreut.

Im Keller watete man geradezu durch eine Schicht dieser Dinge auf dem Fußboden. Allerdings war der erste Eindruck der schlimmste. Zwar manches war weggeschleppt worden, aber noch viel zu retten. In der Garage fehlte fast nichts von Möbeln, Bildern und dem anderen Rest aus Werners früherer Wohnung. Wenn man nur mehr hätte tragen können! Unsere Rucksäcke waren bald gefüllt: einige Textilien, etwas Geschirr, Reste von Lebensmitteln, z.B. Trockenkartoffeln, mit Glasscherben untermischt, und an jeder Seite meines Rucksackes ein Ölbid baumelnd. So bepackt verließen wir das Haus, nichts Gutes für die zurückgebliebenen Sachen ahnend. (Und tatsächlich war, als wir eine Woche später zum zweiten Mal die Fahrt machten, diesmal mit Leiterwagen, gründlich geräubert worden, z.B. waren die Radiogeräte von Dr. Müller und unsere schönen Matratzen verschwunden.) Mit unseren gefüllten Rucksäcken schlichen wir recht scheu an den vielen Russen vorbei und waren froh, als wir am anderen Kanalufer waren. Auf der langen Goerzallee und erst recht auf der Andreezeile wurden unsere Rucksäcke immer schwerer. Man merkte doch, wie wenig Kraftreserve man hatte. 2 Stunden hatten wir am Morgen für den Hinweg gebraucht. Der Rückweg dauerte über 3. Wir hatten vier Ruhepausen ausgemacht, und mehr gönnten wir uns auch nicht. Das Gehen wurde zur Qual, und wir atmeten erlöst auf, als endlich das rote Dach des Steinelschen Hauses über dem Bahndamm im Zehlendorf auftauchte.

Der Krieg ging zu Ende. Am 8. Mai kapitulierte der Rest der Deutschen Armee. Wir saßen am Nachmittag dieses Tages im Wohnzimmer, da kommt im Sturmschritt unser Unterleutnant von dem Trupp der uns kürzlich besuchte, in schöner neuer Uniform, begrüßte uns herzlich, erzählt schnell einiges auf russisch, wovon wir kein Wort verstehen und verabschiedet sich ebensoschnell, wie er gekommen war. Wir nehmen an, daß er sich uns in seiner Paradeuniform vorstellen wollte.

Abends ist großes Feuerwerk von Leuchtkugeln und Schießen mit Leuchtspermunition, Singsang und Musik in allen Russenquartieren. Etwas weiter in der Goethestraße spielt unentwegt eine Blechmusik.

Der 9. Mai ist Feiertag. Wir brauchen auch nicht auf der Straße schippen. Der Krieg ist aus.

*geschrieben Jan - Febr. 1946*